

chenden Schornsteinen. Maries Bilder hängen beinahe hinter der Tür.

Genauer gesagt, *ziemlich* hinter der Tür.

Die steht den ganzen Tag offen und versteckt ihre Bilder.

Zum Schulfest sind alle Eltern eingeladen, um die Werke ihrer Kinder zu bewundern. Als Maries Eltern die Bilder ihrer einzigen Tochter in dieser dunklen Ecke entdecken, sieht Marie die Enttäuschung in ihren Augen und das bemühte Lächeln auf ihren Lippen. Aber Marie weiß, dass es nichts bringt, deshalb traurig zu sein, dass es sinnlos ist. Und außerdem weiß sie: Im Bett zu weinen und an die Decke zu starren ist wirklich unangenehm. Weil die Tränen in die Ohren laufen.

Hinter der Tür oder anderswo, das ist Marie völlig egal.

Behauptet sie zumindest.

Marie kann also nichts.

Nicht mit den Händen, das wäre geklärt.

Und mit den Füßen auch nicht.

Auf dem Sportplatz war sie erst Torhüterin, dann Abwehrspielerin, dann Schiedsrichterin, und jetzt ist sie Zuschauerin. So ist es allen am liebsten.

Und was Maries übrige Körperteile angeht ...

Ihre unvorsichtigen Eltern, die sie fragten: »Marie, möchtest du vielleicht ein Instrument lernen?«, bekamen zur Antwort:

»Posaune!«

»Öh ... wenn du meinst ... aber warum ausge-rechnet Posaune?«

»Damit ich mit Elefanten sprechen kann.«

Es wurde also die Posaune. Beim Abschlusskonzert der Musikschule war es dem Lehrer sichtlich peinlich, als das kleine Mädchen mit der riesigen goldenen Stehlampe auf die Bühne kam.

Vor ihr ein ganzer Saal voller stolzer Eltern (»Mein Sohn spielt Violine! Meine Tochter kann schon Mozart!«). Ein ganzer Saal voller Geschwis-ter, die den Samstagnachmittag lieber anders ver-

bracht hätten ... Es wurde still, als Marie ihre Posaune an die Lippen setzte.

Die Stille dehnte sich.

Nur die Ohren in der ersten Reihe konnten Marias Gepuste hören, ungefähr so, wie wenn man am Strand eine Luftmatratze aufbläst. Töne? Fehlanzeige. Melodie? Gab es nicht. Am Ende dieses »Solos« musste man natürlich klatschen. Aus Höflichkeit und um den erstarrten Raum mit Lärm zu füllen. Marie verbeugte sich. Sie war mit ihrem Seufzerkonzert eigentlich ganz zufrieden.

Die Posaune wurde verkauft, Marias musikalische Laufbahn für beendet erklärt.

Es gab natürlich auch noch Episoden wie *Marie backt Kuchen*, *Marie baut ein Zelt auf*, *Marie sät Erbsen* ... Aber egal, ob in der Küche, beim Zelten oder beim Gärtnern, die Katastrophen waren vorprogrammiert. Fotoalben kann man damit nicht füllen.

Marie ist das egal.



Manche Menschen betrachten ihr Leben wie einen großen breiten Strom, wie ein gewundenes Flüsschen oder wie einen plätschernden Bach. Maries Leben gleicht eher einem See. Einem schönen blauen See mit einem geheimen Strand, umgeben von dichtem Wald, halb Dschungel, halb Kiefernwäldchen. Ein See in Form einer Kartoffel.

An einem See gibt es keine Stürme und kein Hochwasser. Ein See ist friedlich.

Bis eines schönen Aprilmorgens etwas Neues kam ...

Mit dem Schiff.

Es war schon einmal ein »Neuer« in die Klasse gekommen. Anfangs wurde er wie ein Außerirdischer beäugt: Freund oder Feind? Alle waren ein bisschen argwöhnisch. War er sportlicher? Hübscher? Reicher? Ein Mathegenie? Aber schon am nächsten Tag wirkte er wie ein alter Bekannter. Ein paar Tage vergingen, und man stellte fest, dass er niemanden beim Gefängnisball schlug und dass ihm das Einmaleins mit der Sieben genauso schwerfiel wie allen anderen auch. Der Argwohn schwand. Nach einer Woche hatte man sich an ihn gewöhnt, und dann war er auch schon eine Gewohnheit. Der Außerirdische gliederte sich ein, und nach und nach wurden auch seine Bilder aufgehängt, zum Zeichen, dass er jetzt dazugehörte. Keiner starrte ihn mehr an. Herzlich willkommen.

Anders bei Isidora.

»Der« Neue war in diesem Fall »die« Neue.

Eine richtig gute Neuigkeit.

Isidora erschien eines Morgens im April. Das Jahr war wie ein angeknabberter Apfel, übrig war

nur noch ein kleiner Rest Frühling, dann kamen schon die Sommerferien. Ihr Name war Isidora Santos-Dupont, und genau so sah sie auch aus. So, als käme sie nicht nur aus einem fernen Land, sondern auch aus einer anderen Zeit. Schwarze, so exakt frisierte Haare, dass man meinen konnte, sie wären mit Tusche gemalt, und ein ovales Gesicht, das an die ägyptischen Katzen aus dem Geschichtsbuch erinnerte. Egal, ob sie auf dem Hof stand oder in der Klasse saß, mit ihrer ruhigen, gleichgültigen Miene glich sie einer heiligen Katze. Man hätte nicht sagen können, ob Isidora zehn Jahre alt war, siebzig oder einhundertfünfzig.

Sie kam aus einem Land, das die Lehrerin ihnen auf der Weltkarte zeigte, jenseits des Atlantiks. Die Klasse machte große Augen, dass jemand von so weit her die lange Reise übers Meer gemacht hatte, um in ihre kleine verlorene Schule auf dem platten Land zu kommen, noch dazu von der anderen Seite des Ozeans.

Eine Woche war vergangen, und man hatte sich immer noch nicht an die rätselhafte Isidora Santos-Dupont gewöhnt. Wenn die anderen Kinder sie ansprachen, fühlten sie sich wie Bergsteiger vor einem beeindruckenden Gletscher: eingeschüchtert und verzagt. Folglich blieben sie am Fuß des Isidora-Berges stehen und verzichteten darauf, ihre Fähnchen in den Gipfel zu schlagen. Trotzdem wurde sie nicht ausgeschlossen oder ignoriert, zwischen der Klasse und ihr entwickelte sich eine Art Respekt. Etwa so hatten wohl auch die alten Ägypter ihre heiligen Katzen behandelt ...